

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 192.

Montag, 19. August.

1929.

(5. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Oerzen-Fünfseid.

(Nachdruck verboten.)

„Feiner Bursche das. Aber kann man ihm auch eine junge und schöne Dame anvertrauen? Sie haben ja die Verantwortung, nicht ich, aber meine Pflicht zwingt mich dennoch zu größter Vorsicht.“

Krull zeigte seine beiden etwas vorstehenden Schneidezähne.

„Für den Mann lege ich meine Hand ins Feuer. Wenn ich ihm mit einer Hundertkronennote winke, ist er sogar ein ganz anständiger Mensch. Einen Auftrag, den er übernimmt, führt er aus bis auf das Tüpfelchen auf dem i. Man muß solche Leute nur zu nehmen verstehen. Beim Ehrenpunkt muß man sie packen und diesen gehörig vergolden; das sind dann die Besten. Wie?“

„Nun wäre es mir angenehm zu erfahren, wie Sie zu dieser Bekanntschaft kommen“, bemerkte der Hotelier lächelnd.

Krull schlug mit der blendend weißen Serviette nach einer Fliege.

„Ein guter Oberkellner“, belehrte er geringschätzig, „ein Oberkellner, wie er sein soll, muß über Beziehungen verfügen, die von den höchsten Herrschäften bis hinab in die duntesten Kreise führen. Ein kluger Mann handelt nach dem Grundsatz: Man weiß nie, wie man jemand brauchen kann. Und ich darf mich rühmen, außerordentlich zahlreiche Beziehungen zu haben. Soll ich mit Stenerien reden oder nicht?“

Herr Asmus hatte schon die Türflanke in der Hand: „Wenn es schief geht, habe ich von nichts gewußt.“

„Die alte Geschichte.“ Krull gönnte ihm einen mitleidigen Blick. „Ich werde mich mit dem Mann in Verbindung setzen. Sorgen Sie, Herr Prinzipal, dafür, daß ein sogenannter Freikord mit guten Dingen und ein Palet Kleider bereitgestellt wird. Da Frau Solaker gewiß ihre Kofferschlüssel mitgenommen hat, ist vielleicht Madame Asmus so freundlich, von ihren Sachen Einiges mitzugeben — aber fix muß es gehen.“

„Meine Frau?“, rief Herr Asmus aufgeregt.

Doch Oberkellner Krull war bereits verschwunden und nach einer halben Stunde zeigte sich an der Hintertür ein finsterner Patron, bis an die Ohren in Ölzeug steckend, der die Pakete in Empfang nahm.

Der Wirt hatte es verschmäht, die persönliche Bekanntschaft des zweifelhaften Subjektes zu machen, um für alle Fälle gedeckt zu sein. Er steckte nur die Nase durch einen Spalt des Küchenfensters.

Es ging sehr wortkarg zu.

Der Wind heulte um die Kamine — der Himmel hing sehr tief herab — hell wurde es heute überhaupt nicht.

Mit wiegenden Seemannsschritten entfernte sich Oberkellner Krulls sonderbarer Handlanger.

Zurücktretend, stieß Krull auf etwas Weiches. Es war Herr Asmus, den nachträglich Gewissensbisse quälten.

„Der Kerl sieht aus wie ein Bandit. Ich habe deutlich gesehen, daß er schiebt.“

„Ja, aber dafür kennt er jeden Schlupfwinkel im Hafen, jede Schäre im Fjord und die Nase jedes Polizisten. Er ist der einzige, der keinen Mund halten wird, falls sich die Geschichte mit dem Telephonanruf

und dem Hotelgäst, der auf der Insel fest sitzt, doch noch als Bluff herausstellt.“

„Sie halten es für möglich?“, rief Asmus entsezt.

„Man muß mit allen Möglichkeiten rechnen. Der Dame — Frau Solaker — kann auch sonst ein Mißgeschick passiert sein. Haben wir denn auch nur eine Ahnung davon, wer angerufen hat? Es ist nicht völlig ausgeschlossen, daß der Unbekannte nur bezweckte, Leute nach Frogneräs zu locken, um sie auszurauben oder so. Stenterien ist von mir orientiert.“

„Mein Gott“, murmelte Herr Asmus, „wenn nun das Hotel nichts erfährt. Ich bin fast sicher, daß wir einem Verbrecher auf die Spur kommen werden. Sind Sie gewiß, daß niemand uns belauscht hat?“

„So gewiß, wie ich heute schon Schneehuhn mit Preißelbeeren verspeist habe, also muß ich Ihre Frage in verneinendem Sinne beantworten. Der Kammerherr saß vorhin in der Halle und las die Morgenzeitung, als wir über den Fall verhandelten, und Karl sortierte die Briefe und machte lange Ohren. So etwas spricht sich herum. Und es schadet auch gar nichts, wenn das Hotel seine kleine Sensation hat.“

Der Hotelier überlegte.

„Man könnte es auch so drehen, — wenn die Dame wirklich glücklich ankommt —, daß eine Art Ovation für den sympathischen Gast konstruiert wird. Ein Blumenstrauß ins Zimmer — warmen Punsch — und für die Jungfer einen Teller mit kleinen Teekuchen. Von den altbakkenen.“

„Es ist ja auch ein Glück, wenn die Leute bei Tisch wieder etwas zu reden haben“, bemerkte Krull fleißig. „Sie schimpfen dann weniger über das Essen und die rauchenden Damen. Belieben der Herr Prinzipal sich mal umzudrehen — im Lesezimmer wissen sie es schon.“

Herr Asmus fuhr zusammen. Durch die Glastür beobachtete er eine Gruppe von fünf Damen, die eifrig die Köpfe zusammensteckten.

„Die Person hatte immer etwas Auffallendes“, haftete die eine los.

„Es ist sicher nur ein Trick, um sich interessant zu machen.“

„Warten wir bloß mal ab, in welcher Verfassung sie hier ankommt. Sieben Tage war sie weg.“

„Und wer weiß, was sie in der Zeit getrieben hat.“

„Sie soll ja nun auf eine Insel verschlagen worden sein.“

„Ach was, wüßt — sie sitzt auf Bygdö in dem verfluchten alten Schiffshause.“

„Womöglich nicht allein.“

Als Herr Asmus auftauchte, verlor sich das lebhafte Schnattern in Flüstern.

Auf der Treppe wurde er von einem dünnen, alten Herrn aufgehalten, der ihn an einem Nasenknopf erfaßte und nicht mehr losließ: „Ich hätte die Polizei benachrichtigt, denn die Sache ist mysteriös, ungemein mysteriös. Schon vor vier Tagen hätte ich es getan, als die hübsche, junge Frau nicht zurückkam. Tja. Man hätte ...“

„Aber um Gottes willen, meine Gäste haben doch freie Wahl, zu tun und zu lassen, was ihnen beliebt!“, rief der Wirt verzweifelt. „Bedenken Sie, wenn ich

jedem, der sich auf ein paar Tage entfernt, die Polizei auf den Hals hetzen wollte! Ich habe doch kein Mädchepensionat! Ich habe ein Hotel! Ein großzügiges Etablissement mit internationalem Verkehr — stets wechselnde Gäste — man kümmert sich nicht um die Gewohnheiten des Einzelnen —“

Der alte dicke Herr hustete und ging weiter.

„Aber doch sehr mysteriös“, hörte Asmus ihn noch von weitem murmeln.

Auf dem obersten Treppenabsatz nahm Madame Asmus ihren Gatten in Empfang. Sie war offenbar schon bearbeitet worden, das merkte der Gasthofbesitzer sofort.

„Warum hast du mich auch veranlaßt, meine besten Kleider mitzugeben! Das braunseidene und mein Cape mit dem Zobelfutter —“

„Es ist bloß Seehund.“

„Es ist Zobel, wirst du mir nicht zutrauen, ein Zobel von einem Seehund zu unterscheiden? Und den Schal der Königin, den sie bei dem großen Feste hier in der Garderobe vergessen hatte und dann unserer Lise schenkte!“

„Ich weiß, daß alle deine Kleidungsstücke eine Geschichte haben, warte nur ab, welche Abenteuer sie jetzt erst mitmachen!“

Madame Asmus, ihrer wehrhaften, überstattlichen Erscheinung wegen vom Personal „die Festung Akershus“ genannt, lächelte gezwungen einigen Gästen zu, die sich mit der Absicht näherten, ein paar Brocken der Unterhaltung aufzuschlappen. Die Atmosphäre war mit Neugkeiten geladen und keiner machte mehr ein Hehl aus seiner Teilnahme, die Oberfellner Krull ganz einfach Neugier nannte.

Man erkundigte sich, ob die interessante Dame schon zurückgekommen sei.

Der Nachmittag ging stark auf den Abend; vor dem Hotelportal flamme der große Kandelaber auf, was aber nur die Wirkung hatte, die Stimmung eines Trauergottesdienstes hervorzurufen.

Der wirkliche Henrik Ibsen ging unten auf der Straße vorbei und blieb erstaunt stehen, um zu erfahren, was es gäbe. Denn im Hotel machte sich eine groÙe Unruhe bemerkbar.

Der Pikkolo, glücklich, einmal gewichtig genommen zu werden, erteilte bereitwilligst Auskunft.

„Eine steinreiche junge Dame, die bei uns wohnt, ist seit einigen Tagen verschwunden. Eine Rettungs-expedition ist ausgezogen, ihr zu Hilfe zu kommen. Sie kann jeden Augenblick eintreffen.“

Der Dichter verzog das in Hohn gleichsam erstarnte Gesicht zu einem boshaft schmerzlichen Lachen. „Vielen Glück“, sagte er und spazierte weiter.

Alle Bewohner des Grand Hotel ohne Ausnahme erachteten es allmählich als ihre Pflicht, sich in einen hohen Grad von Spannung und Sorge hinaufzuarbeiten. In der Küche drängten sich Köchin, Zimmerjungfer, Kochlehrlinge und Spülfrauen um Herrn Krull, der schnell einmal nach dem Rechten sah.

„Hier riecht es nach verbrannten Federn!“

„Bitte, was ist mit der Dame? Ist sie schon tot?“ Der Oberfellner hielt sich die Ohren mit beiden Händen zu und lief wieder hinaus.

Auf der Treppe stand er plötzlich dem am meisten geschätzten, jedes Jahr auf drei Monate wiederkehrenden Guest des Hotels gegenüber. Erst gestern abend eingetroffen, wunderte dieser sich auf das höchste über die ungewohnte Unruhe im Hotel.

Es war dies Kammerherr Roustad, kurz nur „der Kammerherr“ genannt, wie man sagt, „der König“ oder „der Prophet“.

Der Kammerherr war ein eleganter Junggesell, eine angenehme, wohlgepflegte Persönlichkeit „von Familie“.

„Es ist doch kein Unglück geschehen, mein Lieber?“, erkundigte er sich gelassen freundlich. „Kann ich meinen Tee haben?“

Krull war die Dienstbeflissenheit selber.

„Sofort, Herr Kammerherr. Befehlen Herr Kammerherr den Tee im großen Speisesaal oder im Frühstücksalon? Nein, wir wollen nicht hoffen, daß ein Unglück

passiert ist. Eine reizende junge Dame ist in ihrer Villa auf der Insel Bygdö von der alljährlichen Überschwemmung überrascht worden. Eine vertrauenswürdige Person ist hinausgefahren, sie zu befreien. Sie kann jeden Augenblick eintreffen.“

„Ah so“, sagte der Kammerherr und begab sich in den Frühstücksalon.

Eine anhaltende Bewegung wie von vielen Stimmen veranlaßte ihn, ans Fenster zu treten.

Die Fischtellstimme des Pikkolo schrie „sie kommen, sie kommen!“ und Herr Asmus eilte unter das Glasdach auf die blanke große Freitreppe.

Alle Fenster waren mit Köpfen garniert.

Die Köchin konnte sich nicht des freischenden Ausrufs enthalten: „Aber das ist ja unsere Madame!“

Und in der Tat war es Madames riesiges Rad mit dem strittigen Pelzfutter, Madames große Theaterhaube mit Hermelinbesatz, was sich da auf der Straße fortbewegte, gestützt von einem Mann, der wie ein Taucher aussah und ein riesenhaftes, in den Schal der Königin gewickeltes Palet unter dem Arm trug.

Alles wußt zurück, nur die „Festung Akershus“ bahnte sich energisch den Weg ins Freie:

„Mein Gott! Die unordentliche Person schleift es am Boden nach!“

„Sie kann nicht dafür, daß sie nicht so dick ist wie du“, zischte ihr Gatte angstvoll und drängte sie mit sanfter Gewalt von der Treppe, „mache dich unsichtbar und stecke das Schwänzchen fest in deiner Frisur!“

Das half und Oberfellner Krull trat an ihre Stelle mit dem gewinnenden Lächeln, das sein Gesicht zu verklären pflegte, wenn er eine besonders gut geratene Pastete servierte oder veuve Cliquot extra dry einschenkte.

„Bitte Platz für die Gerettete!“

Das Wort jagte all den stumm gewordenen Zuschauern einen angenehmen Grusel über den Rücken. Sie bildeten eine Gasse und ließen das Rad von Madame Asmus und ihre Hermelinhaube hindurch. Von dem Inhalt sah man nicht viel. Enttäuschung malte sich in allen Mienen. Für so etwas hatte man Stunden seines Tages geopfert! Um die eigentliche Sensation fühlte man sich betrogen. Man rief auch dem Oberfellner, um endlich das Abendbrot zu bestellen, aber dieser war nirgends aufzutreiben. Er war vorausgegangen und riß weit die Tür zu den Appartements der Frau Solakot auf.

Feuer brannte im Ofen, eine Lampe verbreitete mildes, durch einen Seidenhirsch gedämpftes Licht, und auf dem Tisch duftete frischgebäderter Kuchen um die Wette mit einem Strauß Rosen aus der ersten Blumenhandlung der Stadt.

Aase sah sich um, sah das Feuer, die Rosen und das Gebäck, das sie an das Jubelfest erinnerte, und brach in Tränen aus.

Oberfellner Krull, Madame Asmus, Herr Asmus und der finstere, taucherähnliche Geselle, der sie hierher gebracht hatte, standen verlegen um die Weinende herum. Niemand wußte ihr zu helfen, nur Krull murmelte etwas von „Nerven“ und dem „Doktor“.

Sofort trocknete Aase energisch ihre Augen. Sie streckte in einem warmen Impuls dem Scheusal von Mann ihre Hand entgegen:

„Sie waren mein rettender Engel. Ich werde Ihnen fünfhundert Kronen geben.“

Herrn Asmus Lippen entrang sich ein kleiner Schrei. Stenerer sah unbewegt finster aus. Krull aber bogte ihm in die Seite: „Soviel auf anständige Weise zu verdienen, ist doch riesig nett.“

Die Madame hatte ungeniert auf einem Fauteuil Platz genommen mit der festen Absicht, nicht zu wanken und zu weichen, bis sie über alle Erlebnisse der jungen Frau genügend Auskunft erhalten hätte.

„Marik soll meine Geldkassette da aus der Schreibtischschublade hergeben“, rief Aase wieder ganz lebendig und tatendurstig. „Wo ist überhaupt Marik?“

„Die ist Ihnen doch nachgereist, gnädige Frau“, sagte Herr Asmus betreten, „ich wollte schon fragen, warum Sie sie nicht mitgebracht haben.“

(Forts. folgt.)

Burgruine.

Grauzadis bröckelt altersmörcher Stein.
Noch hält die Wacht wie einst der runde Turm
Und gibt das müde, greise Haupt dem Sturm,
Das Efeu schon umrankt und wilder Wein.

Zum Himmel starren, blinden Augen gleich,
Die Fensterhöhlen, blicklos-stumpf und leer.
Allein der Zinnen kammbereite Wehr
Umsirkt noch ein vermoostes Zauberreich.

Erinnern längstverbliebenen Glanzes scheint,
Jahrhundertfern, zu schweben durch den Raum,
Das in graurissigen Gemäuers Traum
Ein Lächeln stiller Wehmuth ist versteint.

Als ob es Schauer seines Alters fühlt,
Mählich zurückzuwandeln sich zu Staub
Und zu versinken tief ins Sommerlaub,
Das, brandend grüne Flut, den Stein umspült.

Heinrich Leis.

Das Phänomen.

Von Julius Payer.

Zu den ruhmreichsten und kühnsten Polarforschern der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts gehört Julius Payer, der Führer der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition in den Jahren 1872—74, die er in einem großen Reisewerk beschrieben hat. Der Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, hat jetzt, um Julius Payer seiner unverdienten Vergessenheit zu entreihen, als Band 45 der Sammlung „Reisen und Abentener“ eine gekürzte Bearbeitung des Originals unter der Herausgeberschaft von J. V. Zeljko erscheinen lassen: „Die Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes.“ Das Buch bringt die Mühale und Beschwerden der kühnen Forsther, aber auch die Freuden ihres vordildlichen Kameradschaftslebens zu ergreifendem Ausdruck. Wir bringen mit Genehmigung des Verlags eine Textprobe. Schriftl.

In unvergleichlicher Pracht hatten die Polarlichter nun schon zwei Winter hindurch geleuchtet, nicht als auseinanderlaufende, ruhige Strahlen, wie sie teilweise selbst in unseren Breiten beobachtet werden. Die Formen, in denen das Nordlicht auftrat, sind nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit, sondern auch wegen ihres beständigen Wechsels schwer zu charakterisieren. Bald erschien es als flammende und glühende Lichtballen, bald als Milchstraße, wenn sich der Beobachter in der Ebene eines Lichtstrahles befand, bald als vereinzelte leuchtende Bänder und Lichtstellen am nächtlichen Himmel. Häufig pflegte eine dieser Formen sich aus der andern zu entwenden; nur gegen Morgen herrschten in der Regel die Bänder vor.

Die Bewegung der Lichtwellen machte den Eindruck, als seien sie das Spiel der Winde. Zuweilen glich das hastige Aufsteigen sich aufrollender Lichtballen dem heftigen Empor-drängen wirlender Dämpfe, wie etwa Geiser sie entsenden mögen, nur daß sie gewöhnlich zur Form ungeheuerer Flammen übergingen, von denen sie sich nur durch ihre Durchsichtigkeit und dunstige Brandung unterscheiden.

Fast alle Polarlichter traten im Süden auf; sie waren vom September bis März sichtbar, und während dieser ganzen Zeit waren sie für uns die einzige Anregung von außen, wenngleich selbst ihre ausgezeichneten Erscheinungen nie die Leuchtkraft des Vollmondes erreichten.

Prächtigen Nordlichtern folgte nicht selten schlechtes Wetter; dagegen tonnten solche von geringer Höhe und Beweglichkeit als die Vorzeichen von Windstille angesehen werden. Wenngleich die Hauptursache des Nordlichtes in noch unbekannten elektrischen Vorgängen zu bestehen scheint, dürfen doch die atmosphärischen Dünste eine große Rolle dabei spielen. Zu dieser Annahme veranlaßt nichts so sehr als sein Aussehen in allen Fällen, wo es eine systematische Anordnung aufgibt. Charakteristisch war allen Nordlichtern eine schmutzig schwefelgelbe Farbe bei dunstfülltem Himmel oder Mondchein und ihre Farblosigkeit bei klarem Wetter.

Sehr ungleich war der Einfluß der Polarlichter auf die Magnetnadel; denn während ruhige Lichtbogen diese wenig oder gar nicht beeinflußten, geschah dies bei unruhiger Entwicklung und raschem Aufschießen der Strahlen in hohem

Maße, besonders wenn sie mit prismatischen Farbeneffekten aufrührten.

Trotzdem es fast unmöglich scheint, die so wechselvollen Nordlichter zu beschreiben, glaube ich, daß es Beweis in der folgenden Schilderung gelungen ist, das Wesentliche der Erscheinung trefflich durch Worte auszudrücken.

Dort im Süden, tief am Horizont, steht ein matter Lichtbogen. Er sieht aus, als sei er die obere Grenze eines dunklen Kreisausschnittes; allein die Sterne, die in ungetrübtem Glanz daraus hervorbliden, überzeugen uns, daß das Düster des Ausschnittes nur eine durch den Gegensatz hervorgerufene Täuschung ist. Langsam nimmt der Bogen an Intensität zu und hebt sich gegen den Zenit; er ist vollkommen regelmäßig, seine beiden Enden berühren fast den Horizont und strecken gegen Ost und West vor, je mehr er sich hebt. Es sind keine Strahlen darin zu erkennen, das Ganze besteht aus einer ziemlich gleichförmigen Lichtmaterie von herrlicher, zarter Färbung; es ist ein durchsichtiges Weiß mit leichter grünlicher Betonung, dem Weißgrün der jungen Pflanze nicht unähnlich, die ohne Sonnenlicht im Dunkeln leuchtet. Das Licht des Mondes scheint gelb neben einer sarten, dem Auge wohltuenden Farbe, die mit Worten nicht zu beschreiben ist und die die Natur einzigt den Polargegenden, den Stiefkindern der Schönung, als Entschädigung gegeben zu haben scheint.

Der Bogen ist breit; er erreicht vielleicht die dreifache Breite des Regenbogens, und seine Ränder sind schärfer als bei diesem begrenzten Rändern stechen auffällig gegen das tiefe Dunkel des arktischen Nachthimmels ab.

Sein Licht durchschimmern in ungetrübtem Glanz die Sterne. Höher und höher steigt der Bogen; in der ganzen Erscheinung liegt eine klassische Ruhe.

Noch steht er entfernt vom Zenit, und schon trennt sich ein zweiter Bogen vom dunklen Ausschnitt im Süden ab, dem nach und nach andere folgen. Alle steigen dem Zenit entgegen; der erste hat ihn jetzt schon überschritten, lent sich langsam gegen den Nordhorizont herab und verliert an Intensität. Über das ganze Firmament sind nun Lichtbogen gespannt; sieben stehen zu gleicher Zeit am Himmel, aber ihre Intensität ist dann nur gering.

Nur selten jedoch ist der Verlauf des Nordlichtes so ruhig und regelmäßig. Am Horizont steht eine leichte Wolkenbank. Ihre oberen Ränder sind beleuchtet und ein Lichtband entwidelt sich, das sich ausbreitet.

Das Licht wird immer intensiver, die Lichtwellen folgen sich rascher, an dem oberen und unteren Rand des Bandes treten die Regenbogenfarben hervor, das glänzende, zarte Weiß der Mitte ist unten von einem schmalen Streifen rot, oben grün gefaßt. Aus einem Band sind mittlerweile zwei geworden; das obere nähert sich immer mehr dem Zenit, jetzt beginnen Strahlen daraus hervorzuschießen in der Richtung nach dem Punkt in der Nähe des Zenits, gegen den der Südpol der freien Magnetnadel zeigt.

Um den Pol herum flimmern und flackern nach allen Seiten die kurzen Strahlen, an allen Rändern sind die prismatischen Farben zu sehen, kürzere und längere Strahlen wechseln miteinander ab, Lichtwellen umlaufen in raschem Wechsel das Zentrum.

Oft zeigt sich aber das Band in einer ganz andern Form. Es besteht sehr häufig nicht aus bloßer Lichtmaterie, sondern aus einzelnen Strahlen, die, dicht aneinander gereiht, in der Richtung gegen den magnetischen Pol nahezu parallel zu einander stehen. Oft verlängern sich die Strahlen in der ganzen Ausdehnung des Bandes, sie reichen bis in die Nähe des magnetischen Pols und scheinen nahezu festzustehen.

Es kommt vor, daß fast der ganze Himmel von einem Strahlenwirze überdeckt ist, bald mit, bald ohne die Erscheinung des Bandes am unteren Rand.

Auf einmal hebt es sich rasch, es breitet sich gegen Ost und West aus; die Lichtwellen beginnen durchzuhüpfen, einzelne Strahlen steigen gegen den Zenit empor. Kurze Zeit hält es sich, da kommt plötzlich Leben hinein. Von Ost gegen West jagen lebhafte die Lichtwellen durch, die Ränder färben sich intensiv rot und grün und tanzen auf und ab; schneller schieben die Strahlen in die Höhe, sie werden kürzer. Alles hebt sich, näher und näher kommen sie dem magnetischen Pol. Rasch und rascher folgen die Wellen aufeinander; schon überstürzen sie sich gegenseitig, sie kreuzen sich, sie laufen übereinander weg. In wilder Jagd wettern die Strahlen, wer von ihnen zuerst den Pol erreicht.

Die Natur führt uns ein Feuerwerk vor, wie es sich die kühnste Phantasie nicht herrlicher zu denken vermag. Unwirklich horchen wir auf, ein solcher Vorgang scheint uns undenkbar ohne Getöse; aber lautlose Stille herrscht, nicht das leiseste Geräusch trifft unser Ohr. Über dem Eis ist es hell geworden.

Doch schon ist alles abgebläst. Mit der gleichen unbegreiflichen Geschwindigkeit, mit der es gekommen, ist es auch wiederum verschwunden.

Das war das Nordlicht des kommenden Sturmes, das Nordlicht in seiner vollen Pracht. Keine Farbe und kein Pinsel vermögen es zu malen, keine Worte vermögen es in seiner ganzen Großartigkeit zu schildern.

Und da unten stehen wir armen Menschlein und reden von Wissenschaft und Fortschritt und bilden uns etwas ein auf unsern Verstand, mit dem wir der Natur ihre Geheimnisse ablauschen; da stehen wir und schauen hinauf zu dem Rätsel, das uns die Natur da oben mit flammenden Lettern auf den dunklen Nachthimmel geschrieben hat, und können nur staunen und gestehen, daß wir im Grunde nichts wissen!"

Der Kampf um den Kuß.

Von Boris Brodsky.

Die Russen besitzen eine wahhaftig wunderbare Eigenschaft, die Sitten und Gebräuche ihres Vaterlandes nach der Fremde zu transportieren. In Madrid, dicht am Zentrum der Stadt, eröffnen sie ein russisches Restaurant, das bald durch die Mannigfaltigkeit der russischen Suppenarten populär wird, denn jede Stadt in Rußland ist durch ihre eigene Suppenart berühmt. In Kanada versammeln sie sich zum Tee um einen russischen Samowar und bringen den finsterblidenden Farmern die heilige Kunst bei, jenes Nationalgetränk zu ververtigen. Das erste, woran die Russen in Sant Iago de Chile gegangen sind, war die Errichtung der russischen Bäder. Ein merkwürdiges Volk, das zwar die seltene Gabe besitzt, sich leicht zu assimilieren, und doch immer bereit ist, in den erbitterten Kampf zu treten, wenn man ihm die Möglichkeit verweigert, das Beefsteak nach seiner Art zubereiten zu lassen, oder die Vorstufe zu einem Gläschen Alkohol unnötig findet.

Die Ausländer wundern sich. Irgendwo im Gewühl von Paris, auf der Rue de Tivoli, entspringt plötzlich der laufenden Menschenmenge eine große härtige Gestalt, läuft mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit durch das Menschen gewühl hindurch auf eine andere Gestalt zu, wirft sich mit einem gellenden Schrei ihr um den Hals:

"Gott im Himmel! Iwan Iwanowitsch?! Sind Sie es?!"

Und die beiden Bekannten, die sich viele Jahre nicht gesehen und sich hier zufällig getroffen haben (in Paris, in Athen, auf den Taiti-Inseln — ist es nicht gleichgültig?) — beginnen einander laute Küsse zu geben, ohne die Bewunderung der fremden Menschen, die sie umstehen, zu beachten. Und nur, nachdem man etwas zu sich bekommen ist, teilt der eine dem andern beruhigend mit:

"Sie wissen doch, im Ausland ist es nicht Sitte, sich auf der Straße zu küssen. Russische Unart, sagen sie. Aber wir Russen, wir können doch nicht anders!"

Es gab kein Land der Welt, wo man sich in früheren Jahren so viel küste wie in Rußland. Es küssten sich Verwandte, Bekannte, Freunde, Klassenkameraden, Hausgenossen, um noch von den jungen und verliebten Leuten gar nicht zu sprechen. Man küsste sich am Tage der Kriegserklärung, man küsste sich auf den Straßen während der Februarrevolution. Der Kuß verkörperte den Begriff der russischen Freundlichkeit, der alles verzeihenden russischen Seele.

Bon der Feierlichkeit des russischen Kisses zeugt die bis in unsere Tage erhaltene Sitte des "Osterküssens", eine Sitte, die das wunderbare russische Verbum "sich christen" gleich an hat, was bedeutet, "sich zur Osterzeit zu küssen". Dieser Osterkuß hat die besondere Eigenschaft: er muß dreimal wiederholt werden, und niemand kann ihn abschlagen. Es war einmal, da nukten die stillen Verliebten, zähm wie sie waren, diese alte Sitte aus, gegen welche sowohl die strengen russischen "mamans" als auch die französischen Gouvernanten machtlos waren.

Aber es existierten Dinge, die noch merkwürdiger waren, wie z. B. der jetzt völlig verschwundene "Ritus des Kisses" im russischen Mittelalter — ein Gifel der russischen Freundschaft, wo die Hauswirtin allen Gästen der Reihe nach den Wein reichte und jeden von ihnen mit einem Kuß lohnte, nachdem er den Becher geleert hatte.

Den russischen Kuß priesen die vaterländischen Dichter, mit Puschkin an der Spitze. Eine Menge von ausländischen Reisenden empfand ihn als rührend. "In keinem Lande habe ich so viel Leute sich küssen sehen, wie in Rußland", schrieb Alexandre Dumas-père in seinem halbphantastischen "Voyage en Russie", "man könnte denken, die Russen wollen ihre Eisfelder durch die Glut ihrer Gefühle zum Tauen bringen!"

Traurige Nachrichten kommen aus allen Teilen Rußlands. Groß- und Kleinstädte, Nord und Süd, eröffnen den

Kampf gegen die „Küßgefahr“. Auf den Straßen Charkevs werden Plakate angelebt mit einem Aufruf an die Bevölkerung, "sich so weit es geht", dieser "gefährlichen und schädlichen Gewohnheit" zu enthalten. Der Stadtrat von Kazan teilt den Bewohnern der Tatarischen Republik mit, daß die Sitte des Küssens, die "in den Grenzen des revolutionären Staates der Erde" derartig verbreitet ist, zur Fortpflanzung der Bakterien und zur schnellen Übertragung ansteckender Krankheiten in hohem Maße beiträgt. In Moskau erlättete einer der Führer der Sowjetbewegung auf einem Meeting, die Sowjetunion habe zwar andere wichtige Aufgaben zu erledigen, doch komme die Hygiene voran. Die Versammlung faßte den Entschluß: "Fort mit dem Kuß!" In Kiew zieht man die Jugend an die „Antikuß-Propaganda“ heran. In Odessa — die Postverwaltung. Der Briefumschlag, geschmückt mit der Briefmarke mit dem Bild Lenins, ist mit einer Aufschrift versehen: "Jeder Kuß trägt zur Übergabe von 4000 Bakterien bei! Es lebe die Hygiene!!!"

Jetzt gibt es in Rußland schon wissenschaftliche Werke und Propagandaschriften, die der „Küßgefahr“ gewidmet sind. Der Kampf um den Kuß ist eine ganz aktuelle Angelegenheit geworden. Er ist sogar in die Literatur eingedrungen. In einer der Novellen, die sich mit der besagten Frage beschäftigt, wird erzählt, wie ein junger Mann, „ein Sohn der tausendjährigen Vorurteile“, einem achtzehnjährigen Mädchen den antirevolutionären Vorschlag macht, ihm einen Kuß zu geben. Zum Glück stellt sich das Mädel als eine begeisterte Anhängerin der „Antikußliga“ heraus. Sie ruft den retrograden Verehrer zur Enthaltsamkeit auf, malt ihm die furchtbare Gefahr einer derartigen Annäherung vor die Augen, und trägt die zehn Gebote der Antiküßbewegung auswendig vor. Der junge Mann ist beschämmt und die Hygiene triumphiert... Ein Kampf auf der ganzen Linie!

*
Der Streit um den Kuß ist noch ein ganz junges Problem. Wie der sich wandelt, und ob alle Mädchen der Sowjetunion sich mit der Heldin der oben angeführten Erzählung solidarisch erklären, weiß ich nicht. Aber, wenn es sich darum handelt, Gewohnheiten auszurotten, die schon Jahrhunderte bestehen, so muß ich immer an die Russen denken, die russische Bäder in Chile besuchen und russische Suppe auf den Straßen Madrads verzehren.

Hygiene und Heilkunde

Professor Sauerbruch über die Ernährungsbehandlung der Tuberkulose. Professor Sauerbruch veröffentlicht in der soeben erscheinenden "Deutschen Medizinischen Wochenschrift" eine Erklärung, in der er gegen Übertreibungen in der Berichterstattung über seinen Vortrag, den er in der Berliner Medizinischen Gesellschaft über Diätbehandlung der Tuberkulose gehalten hat, Stellung nimmt. Er faßt seine Ausführungen noch einmal zusammen. Er habe die von Dr. Gerson angegebene Kostform erörtert und ihren großen Wert für die Tuberkulosebekämpfung betont. Herrmannsdorff habe dann durch anschauliche Bilder und Vorführungen von Tuberkulosekranken die bisherigen Ergebnisse seiner mühevollen vierjährigen Arbeit erläutert und gezeigt, wie bis dahin unheilbare Lupuskrankte ohne Zuhilfenahme anderer Mittel, lediglich durch Umstellung ihrer Ernährung, geheilt worden sind, eine Tatsache, die von der Giebener Hautklinik in vollem Umfang bestätigt wurde. „Fast gleiche Erfolge konnten bei schweren, fistelnden Knochen- und Gelenktuberkulosen vorgeführt werden. Besonders vorsichtiger wurden die Ergebnisse bei der Lungentuberkulose besprochen. Ich betonte, wie häufig bei dieser nach Ursprung und Verlauf so wechselseitigen Krankheit Überraschungen guten und schlechten Sinnes vorkommen und wie schwierig darum ein kritisches Urteil ist. Freilich sahen wir so auffallende Besserungen, daß auch hier der Diätbehandlung ein großer Einfluß zugesprochen werden mußte.“ Wenn durch Aufbauschung das Tatsächliche zur Sensation gemacht würde, so könnte dies der Sache nur schaden; besonders zu beklagen wäre es, daß viele Schwerkranken in einseitiger Überhöhung durch diese Übertreibungen zu dem Glauben kommen mühten, das Behandlungsproblem der Tuberkulose sei gelöst, und daß Enttäuschungen, die danach nicht ausbleiben würden, zur Ablehnung eines hoffnungsvollen und aussichtsreichen Verfahrens führen könnten. „An der überraschenden Wirkung zweckmäßiger Ernährung bei der Tuberkulose kann nach den vorliegenden Erfahrungen ganz gewiß nicht gesweifelt werden. Nachprüfungen sind erforderlich, müssen aber systematisch in genügendem Ausmaße durchgeführt werden.“